

Rezension von: Loster-Schneider, Gudrun (Hg.): *Geschlecht – Literatur – Geschichte II. Nation und Geschlecht*. St. Ingbert: Röhrig Univ.-verl. 2003 (Mannheimer Studien zur Literatur- u. Kulturwissenschaft 29).

Der Band versammelt Beiträge zum vergleichsweise neuen und ertragreichen interdisziplinären Forschungsdiskurs »Gender und Nation« wie er seit der kulturalistischen Wende in den Geisteswissenschaften, vornehmlich in der gendersensiblen Nationalismusforschung geführt wird. Postcolonial-Studies sowie für den deutschen Kontext die Forschungen zur interdiskursiven Kollektivsymbolik und Nationalstereotypik haben die komplexe Beziehung, das historisch wie kulturell universelle *entanglement* von *gender, nation, class* und *ethnicity* zwar längst nicht ausreichend erforscht, zumindest aber die Konturen des Problemfeldes sichtbar gemacht. Die hohe Theoriehaftigkeit und Abstraktheit der bisherigen Debatte kompensieren die Beiträge dieses Bandes, indem sie das breite Forschungsfeld am konkreten Material reflektieren, zugleich mit zusätzlichen historischen Diskursfeldern und modernen Theorieansätzen verbinden und nicht zögern, noch offene Fragen als solche zu bezeichnen.

Die Herausgeberin, Gudrun Loster-Schneider, unternimmt in ihrer Einleitung den gelungenen Versuch einen theoretisch-methodischen Bezugsrahmen für die gesammelten, hinsichtlich der Untersuchungsgegenstände und der theoretischen Ausrichtung sehr heterogenen Aufsätze herzustellen. Nachdem sie zunächst sehr verdienstvoll eine historische Zusammenschau des Nationalismusverständnisses bietet, umreißt sie die wichtigsten Ansätze der derzeitigen Nationalismusdebatte, innerhalb der Nation als realitätsmächtiges Konstrukt verstanden wird, das nicht willkürlich und voraussetzungslos ist, sondern kulturellen Prädispositionen unterliegt. Des Weiteren stellt sie fest, dass bislang die geschlechtsstereotype Semantik des Komplexes »Nation« vielfach übersehen bzw. ignoriert wurde, es inzwischen jedoch gelungen ist, das *gendering*-Projekt als Teil einer transkulturell vergleichenden Nationalismusforschung zu etablieren.

Im zweiten Teil ihrer Einführung legitimiert Loster-Schneider die Zusammenführung dieser beiden Diskurs- und Forschungsfelder, die strukturelle und funktionale Äquivalenzen, eine gemeinsame Epistemik und wechselseitige Instrumentalisierung aufweisen und hebt die Wichtigkeit der für beide Forschungsbereiche geltenden identitäts- und alteritätstheoretischen Grundorientierung hervor:

Nation und Geschlecht – beide Kategorien gelten inzwischen als kulturelle Konstrukte, diskursiv erzeugt, an andere Diskursfelder anschließbar, historisch variabel, als Kommunikationsmedien in einer zunehmend ausdifferenzierten und dissidenten Realität und als sozial hoch wirksame Lieferanten individueller und kollektiver Applikationsvorlagen. (p. 13).

Die Autorin des ersten Beitrags, Gabriele Birken-Silverman, geht anhand der in Frankreich geführten Debatte der Feminisierung der Nomina Agentis auf die historische Verflechtung von Nation – Geschlecht – Sprache und ihren Gegenwartsbezug, auf das Diskursgeflecht von sprachstrukturellen Problemen und staatsphilosophischen Theorien und Sprachtheorien ein. Im ersten Abschnitt zeigt sie auf, wie Nation und Geschlecht als soziale Kategorien diskursanalytisch dekonstruierbar sind. Mit Bezug auf Bourdieu fasst sie hier Geschlechterherrschaft und sprachliche Herrschaft nicht nur als exemplarische Fälle symbolischer Herrschaft auf, sondern als miteinander eng verknüpft. Im Anschluss daran macht ein historischer Abriss dieser Diskussion bewusst, wie wichtig die Sprache als das die nationale Identität Frankreichs generierende Symbol war und ist und gibt zur Veranschaulichung plakative Beispiele, wie etwa die Bedeutungsverschiebung von franz. *gouverneresse*, »Haushaltsvorstand« (15. Jh. bis 1536) zu »Frau des Regierenden« (1549 bis 1613), oder von *jugesse*, »Richterin« zu »*femme du juge*« (1582); das *-esse*-Suffix indiziert zunächst also weibliche Rolleninhaber, konkurriert dann aber mit der sich durchsetzenden Bedeutung »Frau von«. Birken-Silverman zeigt so sehr überzeugend, wie durch die Feminisierungskontroverse, die seit den 1980er Jahren Gegenstand eines die Nation spaltenden Sprachenstreits ist und deren Gegner Sprachwandel nicht nur als Dekadenz der Sprachnorm deuten, sondern sogar als Gefährdung der Nation sehen, der Mythos von der die Nation einigenden Sprache angegriffen bzw. entlarvt wird.

In ihrem eigenen Beitrag diskutiert die Herausgeberin Gudrun Loster-Schneider die Kleist-Novelle *Die Verlobung in St. Domingo* im interdiskursiven Feld von Rassismus und Sexismus

und zwar unter Fokussierung einer Schlüsselkategorie der Postcolonial und Caribbean Studies, der ›Hybridität‹ bzw. ›Hybridisierung‹: Dieser Ansatz will die in der Kulturbegegnung entstehenden Brüche, Doppelungen, Polysemien und Ambivalenzen nicht liquidieren, sondern perpetuieren. Mit Homi K. Bhabha geht es um die Schaffung jenseitiger Identitäten, Rhetoriken und dritter (Zeit-)Räume, wo unterschiedliche Positionen nicht negiert, sondern in einem dialogischen, potenziell unendlichen Austausch- und Übersetzungsprozess verhandelt, transformiert und – mit Derrida – disseminiert werden. Auf die Konstruktion authentischer Gegenidentitäten wird verzichtet und statt dessen kolonisierte Identität in Akten der Mimikry und Maskerade subversiv gegen die Kolonisierer und deren Herrschaftsdiskurse gekehrt. Dabei stellt Loster-Schneider eine Korrespondenz zwischen Bhabhas Ansatz mit genderspezifischen Konzepten der performativen Maskerade her, obgleich dessen Konzept der subversiven Hybridisierung nicht an das Geschlecht der Akteure gebunden ist. Im Folgenden zeigt die Autorin auf, dass Kleists Text tatsächlich in diesem Hybriditätsdiskurs verortet ist, der sich gerade auch für die Problematik des kolonialen (männlichen) Subjekts, für sein Begehren und seinen Mangel interessiert. Nicht nur auf der Handlungsebene des Textes findet sich dieses Hybriditätskonzept wieder, es ist auch konstitutiv für seine Vertextungsstrategie: auf der Ebene des Erzählerdiskurses und der Erzählerkommentare, auf der Ebene der Text-Leser-Kommunikation sowie als Gattungshybride stellt der Text sich als ein endlose Deutungsversuche provozierendes Anderes dar. Obgleich die Novelle für Loster-Schneider ihre eigene okzidentale Position nie verleugnet, nimmt sie eine radikal kritische Position gegenüber dem androzentrisch-kolonialen Diskurs ein.

Inge Wild bespricht in ihrem Beitrag über die Heimwehlyrik Heinrich Heines die für Biedermeier und Vormärz typische neue Bewusstheit und Sensibilisierung für das Fremde/Andere – insbesondere die Differenzen des Standes, der Nation/Ethnie und des Geschlechts erfahren eine neue Problematisierung. Heine, der sich im französischen Exil rasch in die intellektuelle metropolitane Szene integriert, bricht den forciert männlichen Nationalitätsdiskurs des Vormärz ironisch, indem er diesen mit weiblichen Elementen durchsetzt. Diesen »frechen« Umgang mit kulturell sakrosankten Denkmustern – von politisch-sozialen Hierarchien bis zu Geschlechterrollen – führt Wild auf Heines kulturell hybride Zwischenposition und damit dem freien Flotieren der kulturellen Identität – als Jude in Deutschland, als Emigrant in Frankreich – zurück.

Aus der Überlagerung des Gender- und des Nationalitätendiskurses leitet sich eine hochkomplexe und häufig inkohärente Struktur von Zuweisungen ab, die Heine aufgrund seiner kulturellen Zwischenposition immer wieder hinterfragt und problematisiert. (p. 93)

Der deutschsprachige Literaturkanon, wie er sich im 19. Jahrhundert herausbildet, die frühe Theorie des Bildungsromans sowie viele Romane des späten 19. Jahrhunderts zeigen für Gaby Pailer eine auffällige Verschränkung von Identitäts- und Nationaldiskurs. Warum konnte Fontanes *Effi Briest* (1894/95) zur gymnasialen Pflichtlektüre avancieren, Gabriele Reuters als frauenrechtlerische Anklageliteratur stigmatisierter Roman *Aus guter Familie* (1895) hingegen, der zwar 1931 immerhin in der 8. Auflage erschien, aus dem Kanon herausfallen? Weil er – so das Fazit Pailers – die deutsche Reichsgründung auf solche Weise thematisiert, dass National- und Geschlechterstereotype in ihrer kulturellen Konstruktion entlarvt werden. In ihrer Analyse des Romans nimmt Pailer Bezug auf Donna Haraway und Judith Butler, um das hohe Maß an Konstruktion der Parameter ›Nation‹ und ›Gender‹ zu untermauern. Butlers Theorem von der Zitatförmigkeit der Identitätsbildung lässt sich in gewisser Weise auch auf den Prozess der Herstellung von nationaler Identität übertragen. In Reuters Roman perpetuiert sich das symbolische Gesetz nicht über die brave, sondern über die lügnerische Zitation, es wird nicht durch Aufrichtigkeit, sondern durch Verstellung stabilisiert. Auf der Figurenebene ist dies – zumindest für die Protagonistin – tragisch, auf der Ebene des Romans als ganzem wirkt die Verkehrung von Motivation und Ergebnis zutiefst ironisch und entlarvend. Des Weiteren zeigt die Romananalyse die Verschränkung von religiöser Symbolik mit geschlechtlicher und nationaler Bestimmung auf, macht deutlich, wie Erziehung zugleich eine Form von *gendering* darstellt und zeigt die im Roman satirisch gestaltete Sicht der Reichsgründung von 1871 und der männlichen und weiblichen Rollen, die aus den politischen Ereignissen erwachsen.

Stefan Horlacher arbeitet in seiner Lektüre von E.M. Fosters *A Passage to India* mit der Metapher des Virus:

Viren müssten als Manifestation einer »natürlichen« autodekonstruktivistischen, letztlich aber machterhaltenden Entwicklung angesehen werden, die nach Universalität und Homogenität strebenden, Differenzen und Alterität negierenden Systemen inhärent ist. (p. 153)

Im Rekurs auf Annegreth Horatschek (*Alterität und Stereotyp*) geht Horlacher von einer zentralen Rolle naturwissenschaftlicher Denkparadigmen für den Orientalismus im 19. Jahrhundert aus. Dies ermöglichte eine pseudo-wissenschaftliche Rechtfertigung der Kolonisierung anderer Völker, indem sie den Menschen auf den Status eines in naturwissenschaftlichen Kategorien aufgehenden Objektes reduzierten. Horlacher stellt die Frage, ob Indien hier nicht stark an die dem »Weiblichen« in logozentrisch-abendländischen Systemen traditionell zugewiesenen Funktionen angenähert wird und so viele Elemente, die das vermeintlich Eigene gefährden, in ein amorphes Anderes, das »Weibliche«, abgedrängt werden, welches durch seine virale, subversive Qualität in den kolonialen Machtkörper eindringt.

Das auf einer phallogozentrischen symbolischen Ordnung errichtete Konstrukt eines kolonialen Körpers muss das durch die Neuankömmlinge und Außenseiter symbolisierte semiotisierende Pulsieren der Triebbasis unterbinden, da dies zu »Verunreinigungen« der symbolischen Strukturen führen könnte, was wiederum die Unvollkommenheit und Hinfälligkeit des kolonisierenden Körperkonstruktes demonstrieren würde. (p. 133)

Konkret stellt sich Horlacher für die vorliegende Analyse von *A Passage to India* die Frage, was die Systemheterogenität und der dadurch ermöglichte virale Befall wirklich für den kolonialen Körper bedeutet. Unter Beibehaltung der bisherigen Parallele zur Biologie fragt er darüber hinaus auch, wie sich die Relation zwischen kolonialem und biologischem Körper im 20./21. Jahrhundert gestaltet. Die Antworten bleiben in vielem nur Andeutung:

Nicht das von *mud* und *decomposition* geprägte Indien, sondern der effizient funktionierende koloniale Körper entpuppt sich als privilegiertes Angriffsziel der Viren – und das in völliger Übereinstimmung mit der von der Medizin gemachten Erfahrung, dass der Körper in klinisch sauberen Räumen seine Abwehrkräfte verliert. (p. 142)

Wenn der biologische zum technischen, zum unorganischen Körper wird, so doch nur, um schließlich ganz zu verschwinden. Er verschwindet und folgt somit dem Schicksal des kolonialen Körpers, der im 20. Jahrhundert sukzessive seine Glieder/Kolonien verloren hat.

Hans-Peter Ecker geht einmal mehr auf kulturelle Repräsentationen nationaler Identität ein und untersucht v.a. genderspezifische Konnotationen in den Konstruktionen des »Eigenen« und des »Fremden« im Bereich trivialier künstlerischer Ausdrucksformen am Beispiel von Fritz Langs *Der Tiger von Eschnapur*. Thea von Harbous Roman *Das indische Grabmal* (1917) ist die Filmvorlage, von der das Handlungsgerüst allerdings erheblich abweicht: Dieser Roman expliziert offen nationale Stereotypisierungen und verbindet sie mit Genderkategorien. Dem Beitrag gelingt die Darstellung der Interferenzen von sexuell kodierten Nationalstereotypen und genrespezifischen literarischen Traditionen überzeugend: Im Bereich der Abenteuerfiktionen mit ihrer besonderen Betonung der Strukturprinzipien des Kampfes und der Rivalität ist die schlichte propagandistische Konfrontation eines eigenen, als »männlich-wehrhaft« stilisierten deutschen Nationalcharakters mit »weichlich-weibischen« französischen, slawischen, orientalischen oder sonstigen fremdnationalen Zerrbildern nicht aufrecht zu erhalten. Mit der Wahl des indischen Schauplatzes kann Ecker die Matrix verhärteter innereuropäischer Nationalstereotype ausblenden und untersuchen, wie »deutsche« Identität in der Abgrenzung von einem Kolonialvolk mit einer eigenen alten Zivilisation hergestellt wird und welche Funktion dabei geschlechtsideologische Konstrukte und soziale Praktiken übernehmen, denen in der interkulturellen Wahrnehmung eine besondere kulturspezifische Signifikanz zugeschrieben wird. Darüber hinaus bietet auch der Entstehungskontext des Films aufschlussreiche Informationen: Thea von Harbou und Fritz Lang waren verheiratet; sie wurde 1932 Mitglied der NSDAP, während ihr Gatte 1933 in die USA emigrierte.

Doris Lessings 1950 erschienener Erstlingsroman *The Grass is Singing* ist Untersuchungsgegenstand des Beitrags von Meinhard Winkgens, getragen von der Frage, warum sich die Heldinnen in Lessings Erzählungen immer wieder auf die komplexen Probleme weißer Identitätsbildungsprozesse vor dem Hintergrund der Apartheid-Gesellschaft konzentrieren, während sie, ungeachtet aller offensichtlichen Anklage gegen den Unrechtscharakter und die Inhumanität des kolonialen Herrschafts- und Ausbeutungssystems, zugleich dazu tendieren, die schwarzen Afrikaner entweder narrativ zu marginalisieren oder sie im Sinne der Subjektpositionen des kolonialen Skripts zu funktionalisieren.

Der Roman schildert den sozialen und psychischen Verfallsprozess der Mary Turner bis zu ihrer Ermordung durch den schwarzen Hausdiener Moses und rückt den absoluten Tabubruch einer aufkeimenden intimen zwischenmenschlichen Beziehung zwischen Mary und Moses in den Mittelpunkt. Dabei ist eine signifikante Asymmetrie in der erzählperspektivischen Ausgestaltung der »weißen« und »schwarzen« Romanfiguren auffällig. Moses als Repräsentant der unterdrückten schwarzen Mehrheit wird auf widersprüchlich-paradoxe Weise in jener Rolle einer gefährlichen, atavistisch-wilden Triebnatur festgeschrieben, die das sich selbst perpetuierende koloniale Drehbuch schon immer als Subjektposition für ihn vorgesehen hat. Dennoch wurde der Text intentional kolonialismuskritisch rezipiert, und auch dieser Beitrag mit seiner Kernthese von der befreienden symbolischen Kraft der individuellen interethnischen Beziehung arbeitet die eigentümliche Ambivalenz und Duplizität in der Verurteilung des kolonialen Herrschaftssystems heraus. Die rassistisch-ethnische Opposition von »Weißen« und »Schwarzen« und die evolutionäre Opposition von »Natur« und »Zivilisation« wird mit der von »Bewusstem« und »Unbewusstem« um eine weitere für das hierarchische Machtssystem der Apartheid strukturbildende Binarität ergänzt: dem starr binären Konzept der *sex-* und *gender-*Hierarchie.

Der letzte Beitrag des Bandes beschäftigt sich mit weiblichem Kannibalismus als Chiffre. Dagmar Burkhart liest Slavenka Drakulićs Roman *Göttlicher Hunger* als verbalen Ausdruck einer Soma-Kultur und stellt ihn in den Kontext aktueller Theorien zur somatischen Kultur und der Hinwendung zum Körperlichen in Theorie und Praxis der 1990er Jahre. Der denotativen Lesart des Romans als unerhörte Liebesgeschichte (weiblicher Kannibalismus) folgen weitere konnotative Lektüren, die den Text zur Parabel machen: Auf der ersten parabolischen Ebene semantisiert *Göttlicher Hunger* die Diskurskonstrukte ›Gender‹, ›Literatur‹ und ›Geschichte‹ in mehrfacher Weise: Die genderstereotype Konnotation der Opposition stark vs. schwach wird problematisiert; als erwachsene Frau und Verführerin verkehrt die Protagonistin des Romans die »Gewalt gegen Frauen« in ihr Gegenteil. So wird auf der Metaebene das Haupttheorem der feministischen Literaturgeschichte außer Kraft gesetzt: die postulierte Einverleibung der Frau durch den patriarchalischen Diskurs. Darüber hinaus bietet Burkhart eine weitere parabolische Lesart an, die über die Zeichen-Oberfläche des Liebesromans hinausgeht: Durch eine permanente Thematisierung von semantischen Ketten wie Macht – Abhängigkeit – Aggression – Annexion wird ein politischer Subtext freigesetzt, in dessen Fokus der Zusammenhang von Gender, Identität und Nation steht.

Immer wieder werden in dem Schmelztiegel New York als Schauplatz des Romans Probleme der Nationalität und Rassenmischung, samt den aggressiven Reaktionen darauf, erörtert. (p. 229)

Der Krieg der Geschlechter und der Krieg der Nationen und Ethnien, der Krieg als Krankheit – vom anderen Besitz ergreifen und ihn völlig kontrollieren zu wollen – sind kennzeichnende Verhaltensweisen von Machthabern, und die Protagonistin mit ihrem Kannibalismus steht dafür als Chiffre.